

Anne-Lise Stern
Früher mal ein deutsches Kind

Haland & Wirth

Anne-Lise Stern

Früher mal ein deutsches Kind

Auschwitz, Geschichte, Psychoanalyse

Mit einem Vorwort von Nadine Fresco
und Martine Leibovici sowie einem Nachwort
zur deutschen Ausgabe von Ellen Reinke

Aus dem Französischen von Ellen Reinke

Psychozial-Verlag

Titel der französischen Originalausgabe:
Le Savoir-Déporté
Camps, Histoire, Psychanalyse
précédé de Une vie à l'œuvre par Nadine Fresco et Martine Leibovici
© Editions du Seuil, 2004

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation
in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

Deutsche Erstausgabe
© 2020 Psychosozial-Verlag, Gießen
E-Mail: info@psychosozial-verlag.de
www.psychosozial-verlag.de

Alle Rechte vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form
(durch Fotografie, Mikrofilm oder andere Verfahren)
ohne schriftliche Genehmigung des Verlages reproduziert
oder unter Verwendung elektronischer Systeme
verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden.

Umschlagabbildung: Anne-Lise Stern, Foto: Hannah Assouline ©,
www.hannahassouline.com

Umschlaggestaltung und Innenlayout nach Entwürfen von Hanspeter Ludwig, Wetzlar
ISBN 978-3-8379-2874-7 (Print)
ISBN 978-3-8379-7471-3 (E-Book-PDF)

Inhalt

Ein tätiges Leben	7
<i>Nadine Fresco & Martine Leibovici</i>	
Texte der Rückkehr (1945)	53
Zurück	53
Ans Schreiben	53
Drancy – Abfahrt – Ankunft	54
Ein Wendepunkt	72
Im Viehwaggon – Es geht zurück	78
Ankunft in Theresienstadt	84
Die Deportationserfahrung	91
Sei Deportierte und bezeuge!	91
Gastliches Frankreich – Hospiz-Szenen – Inkubation	100
Das »Kind« – Was heißt das?	114
Straßburg, September 1968	122
Vorsicht: Psy-Falle!	127
Markt der Süchtigen	131
Psy: Begriff oder patentwürdiges Akronym?	148
Lunge – <i>Wo Es war: weiss</i>	151
An Ernst Freud-Halberstadt, vertrauliche Erinnerungen an seine Cousine Eva	155
Zu Anna Freud	159
Umleitung	173
Deren Kino	175
Auschwitz mit der Psychoanalyse »verbinden«?	179
Der Schal	186

Für Chaim Vidal Sephiha	191
Ei warum, ei darum	192
Geschichte, Histörchen	199
Herbstlaub	211
Eine Fehlhandlung der SS	215
9. November 1938–9. November 1989	218
Zwei Erinnerungen	223
Schicksalsfügung (Geschick) – Schicksalsweg (geschickt)	223
Nadelstiche: <i>Das Leben ist schön</i>	226
Passage, vom Lager zu Lacan. Berlin	234
Lesbares	238
Übersetzen?	242
Himmelbett	247
Reste	250
»Lektüre-Montage«	257
Im »Maison des sciences de l’homme« – Auszüge 1999–2001	263
Zeit der Kirschen	293
Textnachweise	301
Danksagungen	305
Verbindungslinien und Brüche	
Nachgedanken zu den Szenen und Texten von Anne-Lise Stern	307
<i>Ellen Reinke</i>	
Anmerkungen	359

Texte der Rückkehr (1945)

Zurück

Wenn man im Lager war, wird man nicht zwangsläufig zu einem Primo Levi. Aber: Ob man will oder nicht, es drängt zum Schreiben.

Die folgenden Texte – in all ihrer Unbeholfenheit, ihrer Kitschigkeit – sind ab meiner Rückkehr im Sommer 1945 geschrieben worden. Meine Mutter gab die Anregung dazu, mit ihrer Ermutigung, ihrer Zuwendung. Sie kommen hier dank der Beharrlichkeit von Nadine Fresco und Martine Leibovici zur Veröffentlichung, gegen den Rat Lacans zu Anfang meiner Begegnung mit ihm: »nicht in dieser Form«. Ein Text allerdings fehlt: *Das Revier*.

Das Revier, »Hospital« des Lagers. Ganz wie ein Chefarzt mit seiner Entourage durchschritt der Doktor Mengele die Baracke – die stille, die angestarrte – und wählte die eine oder die andere als Versuchskaninchen für seine Spritzen aus.

Solch einen Text konnte ein Mediziner nur verlieren. Lacan, der hat ihn verloren.^{XII} Aber davon zeigt seine Lehre Spuren.

Einem anderen, ganz jungen Mediziner, der bei Lacan in Analyse war, habe ich den Notfallkoffer meines Vaters geschenkt, mitsamt der Injektionsnadel. Dazu auch den Text *Das Revier*, mein zweitletztes Exemplar. So war ich mir sicher, dass es verlorengehen würde.

Diese Medizinergeschichte ist in die Irre gegangen.

Ans Schreiben

Im Juni 1945 bin ich in unser Haus im Süden Frankreichs zurückgekehrt. Beide meine Eltern waren da. Mein Vater ist sofort wieder zu seiner Arbeit

als Mediziner in der französischen Besatzungsarmee in den Schwarzwald abgereist, in ein Hospital für nervenranke, kriegstraumatisierte Soldaten. Und ich habe mich an meine Arbeit gemacht: ans Schreiben. An den Versuch, zu schreiben, wie die meisten der Wiedergänger, über das, was wir durchlebt hatten, was man uns zu erfahren zugemutet hatte, diese Fahrt. Auf Deutsch sagt man: *Erfahrung* und *Fahren*.^{XIII}

Ein Kapitel trug die Überschrift: »Der Viehwaggon«, der, der uns gegen Ende des Krieges in einer nicht enden wollenden Fahrt von acht Tagen von Raguhn, einem kleinen Arbeitslager bei Dessau, nicht weit vom Bauhaus, nach Theresienstadt gebracht hatte. Der Krieg war zu Ende. Wir waren die ersten, die den Weg in umgekehrter Richtung fuhren, eben nicht von Theresienstadt nach Auschwitz. Die ersten Augenzeugen also, die denen dort berichten konnten, was aus den Ihren geworden war. Denen aus dem »Familienlager«, die wie die Zigeuner in Birkenau als Familien ankamen, und dann in einer Nacht vergast wurden. Unser Aussehen musste in ihren Augen ebenfalls wie ein Zeugnis erscheinen.

Während ich schrieb, hatte meine Mutter ein Schulheft genommen und übersetzte Seite für Seite auf Deutsch.

Unsere beiden ältlichen *Posten* von der *Waffen-SS* hatten schon Zivilkleidung in ihren Margarinekartons versteckt. Sie debattierten darüber, wie sie uns am besten unterbringen könnten und wollten die Mitte des Waggon für sich haben. »Rückt zusammen, dreckige Viecher. Ihr seid Viecher, keine Frauen.« – »Eure Schuld«, sagt jemand – vielleicht ich. »Wir haben auch Hunger und Läuse, aber wir benehmen uns nicht wie ihr. Ihr könntet uns ein bisschen Platz machen. Ist euer *Posten* etwa ein schlechter *Posten*?«

Hier bricht das Heft meiner Mutter ab. Sie hat aufgegeben, bevor der folgende Satz kam: »*Der Posten muss auch schlafen.*« – »*Der Posten ist auch ein Mensch.*« Damit sind wir bei der Grundfrage angekommen: Der *Posten* ist ein Mensch.

Drancy – Abfahrt – Ankunft

Man hatte uns gesagt: »Ihr kommt in ein Ghetto.« Ich stellte mir eine kleine Stadt mit Häusern, Geschäften, Eltern, Kindern, mit Verliebten vor: vielleicht gab es dort ein Theater, ein Kino. Bei vielen von uns hat das nicht mehr Angst ausgelöst als ein normales Reisefieber, so viele Illusionen machten wir uns damals.

Meine Vorstellungen waren eher lebenspraktisch als materiell: ich bereitete mich auf ein hartes Leben vor, auf schwere physische Arbeit, aber auch auf eine bestimmte Art Gemeinschaft, auf eine gewisse Seelenverwandtschaft im Unglück, auf viel Solidarität, auf den Wunsch, etwas aufzubauen, auf Engagement und Liebe. Kurz gesagt, ich träumte von einer Art Zwangs-Palästina.

Die Kaserne von Drancy hat eine Hufeisenform und umgibt einen eiförmigen Innenplatz mit einem umlaufenden Wandelweg. An der offenen Seite: die Latrinen, »das Schloss« genannt, aufgrund der Dollars und des Schmucks, die dort vor dem Filzen hineingeworfen wurden. Der linke Flügel dieses Hufeisens war in seiner gesamten Länge für diejenigen reserviert, die für den Abtransport bestimmt waren. Transporte fanden durchschnittlich alle zwei Wochen statt und betrafen jedes Mal 1.500 bis 2.000 Personen. Drei Tage vor jeder Deportation wurden die zum Ausgang führenden Treppen von den übrigen im Gebäude durch »spanische Reiter« versperrt. Die spanischen Reiter trennten so ein Lager innerhalb des Lagers ab; hier herrschte eine ganz eigene Atmosphäre. Die »Nichtdeportierbaren« schienen niedergeschlagener zu sein als die, die abgingen: die meisten behielten den Überblick. Die anderen – ausgenommen die zwei oder drei, die sich erhängten oder aus dem Fenster stürzten oder bei jedem Abtransport verrückt wurden – befanden sich in einer Art Rauschzustand, einer Mischung aus Resignation, Mut und Überreizung der Sinne. Dieser Rauschzustand nährte sich aus dem Umstand, dass es besseres Essen gab, dass Wäsche und Kleidung ausgeteilt wurde, vor allem aber aus der Tatsache, dass die Stuben gemischt belegt wurden; Ehepaare fanden sich wieder, Paare fanden zueinander und es bildeten sich Grüppchen junger Leute. Jede Stube war mit 60 Personen belegt, es gab einen Stubenältesten, der auch seine Funktion in dem Waggon behielt, in den die Stubenbewohner umgeladen wurden. Diese Stubenbelegungen waren einigermaßen zufällig zustande gekommen, oft auch nach Neigung. So gab es eine Stube der »harten Kerle«, Männer und junge Leute meist, die sich mit dem Gedanken trugen, aus dem Zug zu fliehen. Es gab auch einen Waggon mit Schwulen, die sangen und flirteten; einen Waggon mit Familien, ruhig und ernst, und andere; und vor allem den armseligsten Waggon: der nahm die Alten, Kranken und Depressiven auf, für die sich kein Waggonältester finden wollte. Schließlich wurden sie auf die übrigen Stuben verteilt. Die letzten drei Tage waren mit fieberhaften Vorbereitungen ausgefüllt: das letzte Geld war in Zigaretten oder Konserven getauscht – wobei es besser war, nicht zu

wissen, wie das zuing; Lagerschuhmacher und Lagerschneider, die Wäscherei, der Kleiderladen arbeiteten nur noch für die Abfahrenden, und das ohne Pause. Einige wollten die Partie noch nicht für verloren geben, setzten ihre gesamten Beziehungen ein, um der Deportation zu entgehen; so hoffte der eine, durch Protektion eine feste Stellung im Lager zu ergattern, ein anderer versuchte mithilfe falscher Zeugnisse zu beweisen, dass er nur Halbjude sei.

Wir entzifferten die Zeichen auf den Wänden und im Holz der Betten. Jean, Raimond und Jeannine an ihre Eltern: wir fahren dann und dann ab, sind voller Hoffnung, wir sehen uns wieder. Suzy an Jacques: Ich komme wieder. Ich liebe dich. Oder nur: Ä w, verhaftet am ... deportiert am ... Und Zuspruch auf Hebräisch, Gebete. In einigen Stuben wurde gesungen: auf Jiddisch, auf Hebräisch, auf Französisch. Es wurde sich gestritten, vor allem unter den Familienvätern, die für ihre Kleinen um den besten Platz kämpften; beim Waschen wollten sie die ersten sein, die letzten beim Arbeitsdienst. Ein junger Mann flippte aus, weil eine Frau aus Versehen ihre Füße in einem der Kübel gewaschen hatte, der zum Suppenfassen diente. Von solchen Ereignissen abgesehen herrschte eine Atmosphäre von Rücksichtnahme und gegenseitiger Hilfe.

Am 12. April mussten alle Männer in den Hof hinunter, sie mussten einzeln vor Brunner^{XIV} – in Lederweste – vorbeimarschieren, dem Mann, der das erste Konzentrationslager erfunden hatte. Zweihundert der jüngsten Männer wurde ausgewählt, um sie der Organisation *Todt*^{XV} zur Verfügung zu stellen. Das war für die Juden unter ihnen eine ganz besondere Auszeichnung. Es kam zu dramatischen Szenen; Söhne wurden von ihren Vätern getrennt, ein Schnulzensänger verließ flugs seine Dame, mit der er den Weg zum Ghetto hatte gehen wollen. So musste sie alleine gehen, alle Männer waren schon vergeben. Die Jungen vom Waggon der »harten Kerle« bedauerten ihre älteren Kameraden, von denen sie sich trennen mussten.

Am Morgen des 13. wurden alle Gepäckstücke in den Innenhof gebracht. Die größten Gepäckstücke und Überseekoffer – man hatte uns geraten, sie sorgfältig mit unseren Namen zu kennzeichnen – wurden zusammengestellt und sollten in einem Gepäckwagen am Ende des Zuges mitgeführt werden. Jeder durfte nur ein kleines Gepäckstück in der Größe einer Aktentasche oder eines Rucksacks bei sich tragen. Für je drei Personen wurde ein Leinwandsack mit Lebensmitteln für drei Tage ausgegeben (eigentlich sollten wir sogar schneller ankommen). Jede Stube hatte in Fünferreihen anzutreten. Aus Freunden wurden Todfeinde, weil sie von einem

»Waggon« in den nächsten wechselten, wo es weniger Kleinkinder gab, oder wo sie nicht neben einer dieser furchtbaren Alten landen würden. Ein Bus pro Stube, ein kurzer Weg bis zum für die Züge reservierten Schienenabzweig. Welcher Waggon war der unsre?^{XVI} Der mit den hermetisch geschlossenen Luken, der ganz kleine, oder vielleicht der andere mit den vergitterten, aber geöffneten Luken, der mittelgroße? Es war der letztere. Das Waggoninnere war sauber, Strohbindel waren zu beiden Enden aufgestapelt; in der Mitte befand sich ein Metallzylinder, der wie ein Ofen zum Maronenrösten aussah – ich erfuhr rechtzeitig, dass es sich um den Abortkübel handelte –, dann noch zwei Kübel mit Wasser. An der Decke eine Petroleumlampe, an den Wänden einige Nägel. Wir richteten uns ein, als wären wir noch nie anders gereist, schlugen weitere Nägel ein, breiteten das Stroh aus, reihten die Kofferchen als Sitzgelegenheiten entlang der Wand auf und hingen die Rucksäcke darüber. Mit meiner »Gefangenschaftskusine« und ihrem Mann besetzte ich eine Waggonecke, direkt unter einer Luke. Wir hatten gedacht, dass wir hier am besten Luft bekommen würden, die zog aber über uns hinweg zur Waggonmitte; wenn wir Luft schnappen wollten, mussten wir aufstehen, die Nase aus der Luke halten und wurden dafür von den anderen angemurrt, weil wir ihnen die Luftzufuhr blockierten. Als gegen neun Uhr alle eingestiegen und die Waggonen verplombt waren, erwarteten wir, dass der Zug sich in Bewegung setzen würde. Es passierte aber nichts, außer dass die paar Gestalten, die noch auf dem Bahnsteig einiges erledigt hatten, nun ebenfalls verschwanden.

Wir kümmerten uns weiter um unsere Einrichtung im Waggon. Unser Stubenältester war ein dicker phlegmatischer Russe mit einer ganz kleinen kugelrunden Frau, die ohne Pause schnatterte. Sein Stellvertreter war ein österreichischer Dentist, der seine Aufgabe sehr ernst nahm; er unterbreitete uns eine Reihe von Plänen, damit wir in der Nacht alle schlafen und uns abwechselnd ausstrecken könnten. Das kümmerte aber im Augenblick noch niemanden. Die meisten von uns inspizierten den Inhalt des Proviantstoffsacks, der sich als nahrhaft und abwechslungsreich erwies. Man begann zu essen, schon wurde nach mehr zu trinken verlangt. Es gab Proteste: das Wasser war kostbar, wir konnten nicht wissen, wann wir wieder Wasser bekommen würden.

Die Waggonmitte war schnell dreckig: dort befand sich ja der Abortkübel und ebenso drei alte Schwestern, die ständig jammerten und nicht mit sich zurechtkamen. Da waren auch zwei Elsässer, der eine närrisch und der andere etwas merkwürdig. Sie unterhielten sich in einer unverständlichen

Sprache, die weder mit Französisch, noch mit Jiddisch, noch mit Elsässisch verwandt zu sein schien. Es klang ein bisschen wie eine Privatsprache, mit der sich Kinder untereinander verständigen können. Sie waren dreckig, unraziert und stanken, denn sie hatten schon einen Monat in einem elsässischen Lager verbracht. Für den Augenblick begnügten wir uns damit, so weit wie möglich von ihnen abzurücken. Nach endlosen Stunden des Wartens fuhren wir endlich los. Wir pressten uns gegen die Luken bis uns fast der Atem verging: Vorstadtgärten zogen vorbei, kleine Arbeiterhäuser, erstaunte, schließlich mitleidige Blicke trafen uns, was uns die Tränen in die Augen trieb. Ein kleiner blühender Kirschbaum kam für eine Weile in unser Blickfeld, verschwand bei einem Richtungswechsel des Zuges und ließ sich kurz darauf ein letztes Mal sehen; ich liebte ihn bereits: er war das Symbol des Frühlings, der überraschend während der 15 Tage herangekommen war, die wir in Drancy verbracht hatten; Symbol der Freiheit und Frankreichs, das wir nun verlassen würden. Ich setzte mich wieder hin. Der Eindruck, den die Landschaft auf mich machte – die ich zum ersten Mal sah und die mir so vertraut war, weil ich sie zum letzten Mal sah – steigerte sich bei mir zur Verzweiflung: mein Herz war zum Zerspringen voll (zum Weinen). Ich interessierte mich erst wieder für die Welt außerhalb des Waggons, als draußen die ersten Schilder in deutscher Sprache auftauchten. Sofort begann ein hübscher, dunkler Junge – typischer Durchschnittsfranzose, mit dem der Affekt durchgegangen war –, mit einem Sturzbach von pompösen Ausrufen und Beschimpfungen der Landschaft:

»Wie ist Deutschland doch hässlich, seht doch einmal, dieses scheußliche Haus, und das farblose Gras, wie ist das deutsche Gras doch hässlich, und nun diese lächerlichen Werbetafeln, die deutschen Werbetafeln sind grässlich, und diese Frau da, wie hässlich die Deutschen doch sind!«

Zu Anfang mussten wir noch lachen über diese Parteinahme, aber wir fühlten die Verzweiflung im Patriotismus des Jungen. Französische Polizisten hatten ihn verhaftet und seine Mutter Frankreich hatte ihn all dieser deutschen Hässlichkeit ausgeliefert. Es kam zu leidenschaftlichen Debatten: die französischen Juden – sind sie nun Franzosen, oder sind sie Juden? Und die österreichischen Juden, sind sie Österreicher oder hassenswerte Deutsche oder sind sie Juden, unsere Brüder? Vor uns hat sich eine Familie eingerichtet: Vater, Mutter und drei Töchter mit wundervollem Haar. Sie kämten sich mit Ausdauer, voll Hingabe, und reichen sich gegenseitig den Kamm; wenn die eine

fertig ist, begann die erste schon wieder. Gutes Aussehen, Sauberkeit – uns wird langsam bewusst, dass es das ist, worauf es in Zukunft am meisten ankommen wird.

Es wurde dunkel und wir hatten immer noch nicht geklärt, wie wir uns zum Schlafen einrichten würden. Die typischen Egoisten hatten sich bereits in ganzer Länge ausgestreckt und waren unbekümmert eingeschlafen. Wie von selbst hatten wir uns in zwei Gruppen aufgeteilt, die Achse der Waggonausgänge bildete die Grenze. Diese Teilung stellte sich übrigens bei allen meinen Fahrten im Viehwaggon ein: armselige Menschenart! Der Dentist übernahm die eine Gruppe, der Russe sah sich verpflichtet, die andere zu übernehmen. Es wurde beschlossen, dass eine gleiche Anzahl von Personen sich an je einem der Waggonenden versammeln sollte. Von außen betrachtet schien das nur vernünftig. Einer, ein hochgewachsener Schönling von Sänger, schlief bereits seit einer geraumen Weile, mit ausgebreiteten Armen und Beinen, den Kopf bequem auf einer Schulter gebettet. Ich versuchte ihm freundlich beizubringen, dass andere auch schlafen wollen. Er antwortete mir verblüfft: »Ich kann aber nur schlafen, wenn ich die Beine ausstrecke.« Wir grummelten vor uns hin, ließen ihn aber einen Abend und den folgenden Morgen in Ruhe; dann schnappten ihn zwei entschlossene Männer und setzten ihn mit Gewalt auf sein Kofferchen. Da blieb er nun sitzen und jammerte leise wie ein Kind vor sich hin. Er war der einzige, der unsere Lage nicht begriffen hatte, alle anderen waren guten Mutes und guter Dinge; selbst die Alten saßen resigniert über Stunden in der gleichen Stellung, ohne sich auch nur einen Zentimeter zu bewegen. Seit es dunkel geworden war wollte man den Abortkübel benutzen – die Petroleumlampe schaukelte bedenklich ihre kleine Flamme hin und her, sodass man seekrank werden konnte, wenn man hineinschaute. Die Frauen ließen sich von einer Freundin begleiten, die schützend einen Mantel vor sie hielt und wegschaute. Es fing an, nach Bahnhofsklo zu riechen. Jemand kam auf die unausgorene Idee, Männer und Frauen jeweils an einem Ende des Waggons, dann am anderen zu versammeln und den Abortkübel hin- und herzutransportieren, damit nicht mehr alle während der Nacht herumlaufen müssten. Zunächst waren alle aus Gründen der Schamhaftigkeit begeistert, aber als man schreiend aufwachte, weil das Stroh und der Staub im überheizten Waggon herumflogen, als unvorsichtig auf die Päckchen des Nachbarn getreten wurde, stieg jedem der Puls und 60 Insassen hatten 60 unterschiedliche Vorschläge vorzubringen, wie diese Dinge richtig abzulaufen hätten. Die Nerven lagen blank, aber der Appell an die Vernunft siegte, sodass sich Staub und Menschen wieder zu Boden begaben.

Der Dentist erklärte nun Folgendes: wenn 40 Personen sitzen bleiben, könnten sich 20 bequem ausstrecken, und da 60 geteilt durch 20 drei ergibt, und 24 geteilt durch drei wiederum acht, haben wir das perfekte System: ein jeder kann acht ganze Stunden pro Tag schlafen. Man war schon dabei die Gruppen zu bilden, als alle erklärten, die Ersten sein zu wollen. Der Plan war vernünftig – zu vernünftig angesichts der Kinder, der Frauen, der Alten und der Männer, die, ihrer Freiheit beraubt, Freiheit und Disziplin verwechselten. Familien und Freundschaftsgruppen, oder was die erzwungene Nachbarschaft sonst geschaffen hatte, einigten sich schließlich untereinander. Wir waren zu dritt, so konnte sich einer halb ausstrecken, während die beiden andern sich bemühten, ihm so viel wie möglich Platz zu lassen. Aber ach, der Mann meiner »Kusine« hatte sehr lange Beine und ein sensibles Gemüt. Es war ihm schlicht unmöglich, seine Füße in einem Dickicht von anderen Beinen und einem Gewimmel von Füßen unterzubringen; er behielt sie während drei langer Tage und zwei schlafloser Nächte bei sich, sodass sie völlig steif wurden. Wir Frauen kamen besser zurecht, waren wir doch von Natur aus mehr geschützt gegen die Abscheu vor solch hautnaher Tuchföhlung und vor Dreck. So etwas konnte uns jedenfalls nicht vom Schlafen abhalten. Dank meiner Männerhosen waren meine Beine gegen unerwünschten Kontakt und Staub geschützt, was es mir ermöglichte, die merkwürdigsten Lagen einzunehmen. So fand ich einige Stunden tiefen Schlafs, auf dem Rücken liegend, die Beine rechtwinklig an die Wand gestreckt, einen Fuß am Hacken in den Ring gehängt, an dem in normalen Zeiten die Pferde festgemacht wurden. Ich versuchte, meine »Kusine« von diesem System zu überzeugen, aber ihre Würde als verheiratete Frau hemmte sie. Andererseits wuschen wir beide unser Gesicht und unsere Hände in einer Emailsöüssel, aus der wir auch tranken – zur Verzweiflung ihres Mannes, der nun stoisch das Trinken verweigert, aus Angst, er könnte eines der Gefäße erwischen, das wir beschmutzt hatten. Die Frauen erwiesen sich in der Regel als instinktsicherer als die Männer; viele liefen bereits barfuß, bevor der erste Mann auf die Idee kam, seine Krawatte abzulegen. Schon am zweiten Tag herrschte eine milde Nachlässigkeit, die von bekömmlicher Art war. Einzig ein kleiner Alter blieb stur bis zur letzten Minute und setzte seine Reisemütze nur ab, um vorsichtig seinen Kopf mit einem Taschentuch abzuwischen.

Das schwankende gelbliche Licht der Petroleumlampe fiel hier auf ein bloßes Kinderknie, dort auf die verkrümmten Hände einer der beiden alten Schwestern, dann auf die der zweiten, die noch etwas mehr zitterten, weiter

glitt es auf die der dritten, die ein Tuch umklammert hielten, dann auf das trübe, halbgeschlossene Auge des verrückten Elsässers, und schwankte dann zurück auf die braune und glatte Wange eines der jungen Mädchen. Eine der Alten hatte ihr unordentliches weißes Haar in einen tiefblauen Seidenschal gebunden; mit den dunklen Augen und wie bei einem jungen Mann gebräunter Haut erschienen sie in der Helle der kurzen Beleuchtung wie eine Figur aus einem Gemälde Rembrandts.

Dem kindischen Alten blieb manches an den Fingern kleben, er tatschte hektisch nach seiner Umgebung, streifte manchmal die Brust einer Frau, oder die Tasche einer Alten, die den Dieb dann anschrie. Aus Abscheu bildete sich eine feindliche Leere um ihn. Sein um 20 Jahre jüngerer Bruder – er mochte 60 Jahre alt sein – wurde nun mehr als merkwürdig, regelrecht verrückt. Er stand auf und marschierte aus der Mitte des Waggon schnurgerade auf eines von dessen Enden zu, trampelte mit erhobenen Armen über Füße und Leiber; dabei stieß er Schreie aus, von denen man Alpträume bekommen konnte. »Müller«, redete man ihm zu, »kommen Sie schon, Sie wecken ja alle auf. Gehen Sie wieder auf ihren Platz dort neben dem Abortkübel«. – »Nein«, antwortete der, »ich erlaube nicht, dass man meinen kleinen Bruder schlecht behandelt, er ist ein guter Kerl, und außerdem gefällt mir diese Stube nicht, ich will wieder in die vorherige, dort ging es uns viel besser« (Jedenfalls habe ich mir das aus seinem Gestammel zusammengereimt, mithilfe von gelegentlich verständlichen elsässischen oder französischen Wörtern). Schließlich erledigte sein Bruder auch noch sein Geschäft auf dem geschlossenen Deckel des Abortkübels, direkt auf den Griff. Das führte zu leidenschaftlichen Protesten und Debatten: hatten wir ein Recht, zur Rettung von 60 Leben eines davon auszulöschen, zumindest theoretisch? Hatten wir ein Seil, um ihn festzubinden? Starke Männer sollten zum Schutz der Frauen eine Sicherheitszone um die beiden Verrückten bilden. Der Russe hatte ganz ruhig zu sagen gewagt: »Ihr werdet bald alle genauso verrückt sein wie er.« Daraufhin beschimpfte ihn der Dentist vom anderen Waggonende her: »Sie werden sterben, verflucht von 58 vereinten Juden in diesem Waggon, die sich Ihrem Schutz anvertraut hatten. Ihre Nachkommen werden das zu bereuen haben.« Dann empfahl er, den Verrückten in eine nasse Decke einzuwickeln. Wir wunderten uns selbst, dass wir nicht lachten, aber dazu waren wir nicht fähig. Wieder zu Verstand kamen schließlich die, von denen man es nicht erwartet hatte. Derselbe Familienvater, der sich im Lager wie ein Wahnsinniger um die Betten für seine Söhne und die besten Decken geschlagen hatte, ergriff nun mit fester,

männlicher und ruhiger Stimme das Wort, um alle diese Halbverrückten wieder auf den Boden zu holen.

Da war aber nun noch die Sache mit dem Deckel des Abortkübels. Unglücklicherweise war ich diejenige mit dem dringendsten Bedürfnis. Ich sagte mir: Krankenschwestern müssen mit noch ganz anderen Sachen fertig werden, nahm eine Handvoll Stroh und reinigte den Deckel. Das riss den Dentisten zu Lobeshymnen hin: »Hier haben wir ein reines, gesundes junges Mädchen, das nicht davor zurückschreckt, Kameradschaft zu praktizieren. Madame X., Sie sollten ihr Ihren Eau-de-Cologne-Flacon leihen, damit sie sich die Hände reinigen kann.« Ich fand das vollkommen lächerlich: Nach meiner Meinung hatte ich etwas ganz Normales getan. Dagegen war ich aber hingerissen, von Eau-de-Cologne zu hören. Sie gab mir übrigens nichts davon ab. Die ganze Zeit über war mir schon aufgefallen, dass es in dem Teil des Waggons reichlich Platz gab – wegen der Verrückten und dem Abortkübel. Ich kehrte also nicht in meine Ecke zurück, wodurch meine »Kusins« ein bisschen Platz gewannen und installierte mich zwischen den Verrückten und dem Abortkübel. Ich hatte verstopfte Stirnhöhlen. Bisweilen tatschte mich der Verrückte an. Dann musste ich aufstehen, weil eine der Alten den Abortkübel benutzen wollte. Da reichte es mir. Ein junger Mann, den ich als ziemlich anständig einschätzte – er stand seit Stunden, um einer kranken Frau das Liegen zu ermöglichen – rief mich in seine Ecke. Aber er wollte sich nur an mich anlehnen: er fühlte sich niedergedrückt. So schlief ich, halb stehend, halb kniend, wieder ein.

Gegen Morgen flammten die Kommentare über die Landschaft wieder auf. Der erste große Bahnhof, an dem wir haltmachten, war Mannheim, ich kannte die Stadt.^{xvii} Ich habe nichts wiedererkannt, absolut nichts: außer zwei Werbeanschlägen, einer von einer Asbestfabrik, der andere vom alten Postamt. Die Stadt selbst war wie ausradiert. Wir sahen eine blonde, ziemlich hübsche Bahnhofschefin. Das hat uns erheitert. Alte Eisenbahner in subtil unterschiedlichen Uniformen kreuzten unsere Blicke nur kurz. Feindselig? Keineswegs. Vielleicht teilnahmslos; sie müssen schon viele solche Züge wie den unsrigen gesehen haben. Wir fragten nach Wasser und ob bekannt sei, wohin unsere Fahrt geht. Als Antwort erhielten wir immer nur die gleichen kurzen und furchtsamen Blicke. In Frankfurt [14. April]¹ antwortete uns ein Junge auf dieselbe Frage lächelnd: »Wasser finden Sie

1 Außerhalb von Zitaten handelt es sich bei eckigen Klammern – wenn nicht anders angegeben – um kurze Anmerkungen der Übersetzerin Ellen Reinke.

in keinem Bahnhof, nur für die Lokomotive; wir haben noch nicht einmal welches in der Stadt – und wohin Sie fahren, wie kann ich das wissen?« Natürlich. Alle Leute kamen uns niedergeschlagen vor, bis auf die ganz Kleinen und die jungen Mädchen – wenn sie flirteten. Kein Dorf, kaum ein abgelegener Hof war von den Bombardierungen verschont geblieben. Wir sagten: gut gemacht, hervorragend, aber ganz im Inneren fühlten wir auch etwas Mitleid.

Wir hatten kein Wasser mehr, und der Abortkübel lief über. Man hatte uns wohl versprochen, bei Tagesbeginn die Waggons zu öffnen. Endlich, gegen zehn Uhr war es soweit und man ließ uns auf freiem Feld aussteigen, die Wachmannschaften liefen auf dieser Brache um uns her. Es gab nicht das mindeste Gestrüpp, wo man sich hätte verstecken und sein Bedürfnis erledigen können, und die SS-Männer zückten ihre Fotoapparate; feixend machten sie Aufnahmen von diesen paar tausend Männern, Frauen und Kindern, die kläglich zusammengedrängt, die Augen niedergeschlagen oder zum Himmel erhoben, da standen; sie konnten allerdings den beschämten und gejagten Blicken nicht ausweichen, oder die trotz ihrer Beschämung respektablen und ehrenhaften Personen übersehen. Mit Flüchen, Tritten und gelegentlichen Gewehrschlägen trieben sie die Beschämten und Verzweifelten wieder zurück in die Waggons.

Der Halt am folgenden Morgen [15. April] verlief besser. Eine große Blumenwiese fiel zu einem Bach ab, wo man sich die Arme und das Gesicht waschen konnte. Ich legte mich platt auf den Bauch ins Gras und konzentrierte mich völlig auf die kleinen Ameisen, die darin herumliefen. So spielte ich eine gute Viertelstunde lang Freiheit – oder waren es nur fünf Minuten? Ich vergaß den Waggon, die Wachen und auch, dass dieser Boden, den ich einatmete, nicht Frankreich war. Pfiffe beendeten meine Träumerei. Den Namen des kleinen Landbahnhofs habe ich vergessen, der auf Deutsch ein Wortspiel bildete, was auf »verdrück dich«, »verdufte« oder »hau ab« hinauslief. Es gab auch eine Latrine: ein primitives Holzdach, zwei lange wackelige Bohlen verliefen von einer zur anderen Seite einer unsäglich Grube. Falls so etwas überhaupt möglich ist, war das noch viel widerlicher als das freie Feld, wo Himmel und Weite von der Scham ablenken können. Als ich langsam auf die Latrine zuing, da habe ich ihn zum letzten Mal gesehen, gestützt auf seinen Stock, kerzengerade; mit der freien Hand klopfte er seinen schwarzen Professorentalar ab, hielt den glattrasierten Kopf hoch, der glänzte in der Sonne – er, von dessen Rat ich mich während der Lagerzeit leiten ließ: »Meine Kleine, am Ende zählt nichts von dem, was wir

erleben werden, absolut nichts, wenn man mit reinem Geist und Körper herauskommt, ohne dass man sich etwas vorzuwerfen hätte, was man später bereuen müsste.«

Am Nachmittag desselben Tages – es war der dritte [15. April] – wurden die Felder üppiger, weitläufiger und waren weniger entvölkert. Dort arbeiteten kopftuchtragende Frauen, solide und kräftig, von slawischem Typus. Plötzlich rief ein Mann, der aus einer Luke schaute: »Kriegsgefangene, Kriegsgefangene!« Ich stand sofort auf und sah einige stacheldrahtumzäunte Holzbaracken, und Männer, die ein Zwischending zwischen Uniform und Zivilkleidung trugen. Einer drehte sich um und – es zog mir den Magen zusammen – ich sah auf seinem Rücken in großen Buchstaben: KG – *Kriegsgefangene*. Dann sah ich einen, der neben dem KG noch einen großen gelben Stern trug. Die Ortsnamen endeten meist mit *-itz*: Kattowitz, Gleiwitz, Sosnowitz.^{XVIII} Wir waren beruhigt, es war also doch wahr, was man uns gesagt hatte. Am dritten Tag sollten wir Auschwitz erreichen, eine Art Bahnhof oder Lager, von wo aus wir verteilt werden würden auf Arbeitslager, Krankenlager, Fabriken. Kein schöner Name: *Aus-schwitzen*. Instinktiv stellte ich mir vor, dass wir dort unseren Körper und unsere Seele ausschwitzen würden. Meine Illusionen kamen mit einem Schlag ins Wanken, als ich die ersten Gestalten aus der Nähe sah, die ersten Schreie hörte – ich stellte mich auf das Schlimmste ein. Vielleicht habe ich deshalb am Anfang wenig gelitten, weniger jedenfalls als viele andere.

Tatsächlich kam der Zug gegen sechs Uhr abends endgültig zum Halt. Im Abendlicht sahen wir in der Ferne eine Art monumentales Tor in Form eines quadratischen Turms in rotem Backstein und zwei langgestreckte Gebäude, die mit einem Bogengang verbunden waren. Dort, wo wir angehalten hatten, gab es keinen Bahnsteig, aber eine Art sandigen und staubigen Weg, der auf dieses Tor zulief, und quer dazu einen anderen Weg, auf dem sich im Gleichschritt eine Kolonne von Frauen bewegte. Aus dieser Entfernung sah ihre Bekleidung gut geschnitten, ja sogar modisch aus: graublau Jacken mit dunkelblauen Streifen, sehr lang, Röcke aus dem gleichen Stoff. Sie trugen allesamt helle Kopftücher. Das gab mir wieder Mut, diese Frauen standen offenbar unter strenger Disziplin, waren aber lebhaft. Ohne Zweifel kamen sie von ihrer Fabrikarbeit zurück. Es war eben erst sechs Uhr: das ist nicht spät für Zwangsarbeit. Die Kolonne verschwand unter dem Backsteinbogen.

Die Landschaft war eben, aber grün, allerdings ohne Baumbestand. Kaum sichtbar im Abenddunst zeichneten sich bläulich Berge ab, wozu

der Russe uns sagte, dass dies die Karpaten seien. Wir sahen noch zwei grau-grüne Figuren, die den Weg entlangkamen, eine Frau in Uniform mit herrlichem schulterlangem kastanienbraunem Haar und einen jungen SS-Mann. Das Mädchen schwang die Hüften und blickte lachend zu ihm auf. Sie gingen nicht Arm in Arm. Trotzdem: das konnten keine Henker sein, sie sahen wie Verliebte aus.

Danach war alles still und leer auf der Ebene, bis in die kalte, sehr kalte Nacht. Alle hatten sich zum Aussteigen vorbereitet, das Gepäck bereit, die Schuhe wieder angezogen. Die drei Mädchen hatten sich ausgiebig gekämmt, und ich hatte herausfordernd meine Lippen geschminkt. Das Warten wurde unerträglich; ein Scheinwerfer bestrich unaufhörlich den Himmel. Plötzlich erschallten kurze Befehle, die Waggontüren wurden geöffnet und rasteten mit lautem Knall in ihre Endpositionen ein. Und schon steigerte sich alles zu einem unglaublich wilden Gebrüll. Beleuchtet vom Licht der Taschenlampen und den in regelmäßigen Intervallen vorbeistreichenden Scheinwerfern eilten blau-weiß gestreifte Männer, mit gestreiften Bérets herbei, überstürzten sich, angetrieben von den Befehlen, die ihnen wie Peitschenhiebe um die Ohren knallten. Jetzt verstanden wir: *los, los – schneller, schneller – raus, raus*. Blitzartig dämmerte uns so einiges. Meine Kusine umarmte ihren Mann. Trotz allem, was man hätte hoffen können, fühlte sie, dass sie getrennt werden würden. Ich steckte mir hastig einige Stücke Zucker, Brot, ein zweites Kopftuch in meine Hosentaschen, und wenn die anderen sich nicht über mich mokiert hätten, hätte ich schnell noch den Topf Honig geleert, der im Sack von Drancy übrig war. Die Männer – aber nicht alle – verteilten fieberhaft ihre restlichen Zigaretten. Ihnen war plötzlich klargeworden, dass man sie ihnen wegnehmen würde.

Unsere Waggontüre öffnete sich mit lautem Knall. Männer in gestreiften Anzügen sprangen mit sagenhafter Geschwindigkeit in den Waggon. Sie schrien dem Waggonältesten zu, dass wir auszusteigen hätten und allein das Handgepäck mitnehmen dürften, alles Übrige sei zurückzulassen. Dann trieben sie uns an, gestikulierend, wild schreiend, aber ohne uns zu schlagen. Zwei standen draußen, auf jeder Seite der Tür, die beiden drinnen expedierten die Leute wie Pakete hinaus, indem sie sie unter den Armen fassten, das alles ging schrecklich schnell. Neben mir schrie eine alte Frau, die in panischer Angst zwischen ihrem Gepäck saß: »Meine Pakete, meine Tasche!« »*Scheiße Paket*«, schrie ein junger Gestreifter wie ein Verrückter: »*Scheiße Pakte, drei Jahre hier, nix Mutter, nix Vater, nix Schwester, alle hier, Scheiße Paket!*« Verächtlich zuckte er mit den Schultern und winkte